



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

die Niederlage

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

will, aus den Akten die volle Wahrheit erfahren. Nicht zu bestreiten ist allerdings, daß der Lüge ihr Siegeszug erleichtert worden ist durch zwei deutsche Sünden. Einmal durch die Gleichgültigkeit der deutschen amtlichen Stellen, die durch Jahrzehnte nichts getan haben, um die Wahrheit zu erhärten und zu verbreiten, da sie doch, wie man jetzt sieht, in ihren Archiven Beweisstücke genug besaßen, die, rechtzeitig bekanntgemacht, ihren Eindruck nicht verfehlt haben würden. Sodann durch die unbegreifliche Tat Bismarcks selbst, der mit seiner Darstellung vom Ursprung der sogenannten Emser Depesche, einer Darstellung, die das Ereignis aus dem Zusammenhang reißt und in schiefe Beleuchtung rückt, sich einer Schuld verdächtig gemacht hat, die ihn gar nicht trifft.

Mit welcher Leichtfertigkeit sie den Krieg heraufbeschworen hatte, wurde der französischen Regierung erst klar, als es zu spät war. Von den Voraussetzungen, auf die sie mit Sicherheit gerechnet hatte, erwies sich eine nach der andern als Trugbild. Weder Österreich noch Italien sah sich veranlaßt, die Pflichten eines Bündnisses zu erfüllen, das niemals geschlossen worden war. Österreich betonte, was es immer gesagt hatte: es brauche Zeit zur militärischen und politischen Vorbereitung; und zum Überfluß rollten schon die russischen Regimenter an die galizische Grenze, die die Neutralität der Doppelmonarchie am sichersten verbürgten. In Italien nahm der König zwar den Mund gewaltig voll, aber seine Minister dachten nicht daran, sich vorzeitig bloßzustellen. Die süddeutschen Staaten traten ohne Ausnahme sofort auf Preußens Seite, für die Rolle des Befreiers von preußischem Zwang, die Napoleon sich zurechtgelegt hatte, war kein Platz. Vergeblich klopfte er bald an diese, bald an jene Tür: in Petersburg blieb das freigebige Angebot von Danzig ohne Wirkung, und auch das kleine Dänemark zeigte sich unzugänglich. Die Hauptsache aber war: die Zuversicht, mit der man an die eigene Kriegsbereitschaft geglaubt hatte, erwies sich als verhängnisvoller Wahn. Schon bei der Mobilmachung ging alles drunter und drüber,

Haller, Tausend Jahre ... 12



der Vorsprung von 10—12 Tagen, den man zu besitzen geglaubt hatte, ging wieder verloren, wogegen die preußische Armee früher, als man angenommen, im Felde erschien. Napoleon selbst zeigte sich schon am 15. Juli, dem Tag, wo in der Kammer der Krieg angekündigt wurde, von seiner Kampflust geheilt. Mit fatalistischer Ergebung sagte er zu einem österreichischen Diplomaten: „Wir haben uns zu weit vorgewagt, um jetzt zurückzuweichen. Das Schicksal hat die Hand im Spiele!“ Ein Vorgefühl seines Endes muß er schon früher gehabt haben. Seinem stets kritisierenden und widersprechenden Vetter Jérôme hatte er unlängst geschrieben: „Soll ich untergehen, so soll es aufrecht stehend geschehen, nicht als ein morscher Stamm.“ Nun mußte er als gebrochener, von schweren Leiden gequälter Mann ins Hauptquartier nach Metz reisen, um den Oberbefehl über eine Armee anzutreten, die, wie er sehr bald einsah, nicht siegen konnte. Ihn traf die Strafe für die Sünde, die dem Staatsmann und Herrscher am wenigsten verziehen wird: Halbheit und innere Unwahrheit. Er war so schwach gewesen, nicht seine eigene Politik zu machen, sondern eine andere, die innerlich zu ihm nicht paßte, weil er glaubte, sich nach dem Volke richten zu müssen. Das Volk aber machte es, wie es immer tut, es rächte den Mißerfolg am Unglücklichen. Es „ließ den Armen schuldig werden, dann überließ es ihn der Pein“. Er hat den Kelch bis auf die Neige geleert.

Jedermann weiß, wie es kam. Hinter der Überlegenheit, mit der Preußens Politik geleitet wurde, blieb seine Kriegführung nicht zurück, während die französische Führung vollständig versagte. Als die Schlacht bei Sedan geschlagen, der Kaiser mit seinem ganzen Heer gefangen war, hätte der Kampf beendet sein können, wenn Frankreich bereit gewesen wäre, sich in sein Schicksal zu fügen. Mit Zähigkeit wehrte es sich noch über ein Vierteljahr, bis es, völlig erschöpft, am 26. Februar 1871 in Versailles die Bedingungen unterschrieb, die der Sieger stellte: Abtretung des Elsaß und eines Teiles von Lothringen und Zahlung der Kriegskosten. Die geschichtlichen Rollen waren vertauscht: ein siegreicher deutscher Kaiser



schloß den Frieden mit einer besiegten französischen Republik. Im Schlosse Ludwigs XIV. war am 18. Januar der König von Preußen zum Deutschen Kaiser ausgerufen worden. Der Westfälische Friede war aufgehoben, das Werk Ludwigs XIV. zerstört. Den endgültigen Abschluß brachte am 10. Mai 1871 der Friede zu Frankfurt, der mit geringfügigen Änderungen das Werk von Versailles bestätigte.

Heute neigt man dazu, diesen Friedensschluß für verfehlt zu halten, weil er mit der erzwungenen Abtretung von zwei Provinzen Frankreich zum dauernden Feinde des Deutschen Reiches gemacht habe. Wer sich an die Oberfläche der Erscheinungen hält, wird so urteilen; wer den Dingen auf den Grund geht, kann nicht zweifeln, daß überlegene Einsicht auch in diesem Fall die Entschlüsse geleitet hat.

Aus den Gründen, die ihn bestimmten, das Elsaß zu fordern, hat Bismarck nie ein Hehl gemacht. Er unterschied sich darin wesentlich von der deutschen öffentlichen Meinung, die im Elsaß und in Lothringen vor allem den alten rechtmäßigen Besitz des Reiches und der Nation, im Elsaß auch das immer noch deutsche Land sehen wollte, das in Zeiten deutscher Ohnmacht geraubt sei und dessen Wiedergewinnung den Beweis neuen Erstarkens zu liefern habe. In der Tagespresse und in Flugschriften war dieser Gedanke sogleich bei Kriegsbeginn, ja schon vorher, als man den Krieg erst kommen sah, immer wieder geäußert worden. Nur sehr wenige Stimmen hatten zu widersprechen gewagt. Wie volkstümlich die Forderung war, zeigt am besten der hessische Minister Freiherr von Dalwigk, der seit 1866 im Namen seiner Regierung beständig stillen Landesverrat mit Frankreich getrieben hatte, auch persönlich nahe Beziehungen zu Frankreich besaß, jetzt aber, am 6. August — am Tage von Wörth — zum preußischen Gesandten sagte, daß das Ziel des damaligen nationalen Kampfes ein weit größeres sein müsse als ein billiger Friedensschluß mit Frankreich. Es handle sich jetzt um Wiedereroberung der alten Provinzen Elsaß und Lothringen, und wenn Preußen diese Provinzen als Mitgift mitbringe, solle für 1866 Indemnität gern gewährt sein.